

MICHAEL DONKOR

HALT

ROMAN

AUS DEM ENGLISCHEN VON
MARIEKE HEIMBURGER
UND PATRICIA KLOBUSICZKY

EDITION NAUTILUS

Dezember 2002

Der Sarg glich einem schönen Stück Hochzeitstorte. Silber- und pinkfarbene Schnörkel wanden sich wie Schönschrift um die Kiste, die jetzt neben der aufgeschlitzten Erde stand, in die die Männer sie hinabsenken würden. Schnalzend bewunderten die Trauergäste den Sarg. Belinda musste sich zwingen, hinzusehen. Ihr Handy vibrierte in der Handtasche, aber Belinda ließ es rumpeln. Sie stellte die Füße dicht nebeneinander, richtete ihr Kopftuch und strich ihr Kleid glatt, damit es sich um die Brust herum nicht so bauschte. Sie wischte sich über das geschwollene Gesicht und sah dann, dass der Eyeliner schwarze Striemen auf ihrer Handfläche hinterlassen hatte.

Noch während Belinda ihre schmutzigen Hände betrachtete, rief einer der jungen Sargträger auf der anderen Seite des Grabes ein Kommando. Er und die anderen streiften die Tücher ab, die ihre Oberkörper bedeckt hatten, wirbelten damit durch die Luft und baten dann um Hämmer. Drei kleine Jungs um die sechs, sieben Jahre flitzten mit Werkzeug herbei, das schwerer war als ihre eigenen kleinen Glieder. Die Kinder eilten wieder davon, die Hände voll mit süßen *chin chins*, und fielen dabei fast in das Loch, das nicht ihnen zugedacht war, lachten aber nur vergnügt darüber, wie knapp sie einem Unfall entgangen waren. Belinda überlegte, ob sie damals in ihrem Alter jemals so gelacht hatte.

Die Männer machten sich daran, die Griffe vom Sarg zu schlagen, jeder wollte ein Stück dieser glänzenden Deko, die

ihnen auf dem Markt gutes Geld einbringen würde. Belinda wusste, dass es bei jeder Beerdigung so zuging, und dass das Hämmern und Demontieren nicht schlimmer war als alles, was sie in den letzten Stunden gesehen hatte – aber je länger das Hämmern der Männer gegen die Beschläge anhielt, desto mehr pochte es in Belindas Schädel. Ihr Kinn schob sich nach vorn, als würde daran gezogen, und ihr ganzer Körper verkrampfte sich. Belinda bohrte den Absatz ihres Pumps in die rote Erde, passend zum Blut, das durch ihre Adern rauschte. Als der Sarg aller Metallteile beraubt war, überzogen ihn viele tiefe schwarze Furchen.

Jemand schubste Belinda, damit sie weiterging. Sie blieb stehen, wo sie war. Die Sargträger stolzierten herum und fassten sich an ihre Muskeln. Jemand forderte die Trauergäste auf, zu jubeln. Einige der älteren Trauernden jammerten etwas von Teilen, Verwandten und Fairness.

»Schwester!«, sagte ein Mann aufgeregt und hielt Belinda einen Messingknäuf hin. Sie ließ ihn zu Boden fallen, wo er zu ihren Füßen rollte. Er reichte ihr nicht.

FRÜHLING

1

Daban, Kumasi – März 2002

Belinda wurde unruhig im Dämmerlicht. Sie setzte sich auf, zog die Knie an und das dünne Laken fest um sich. Draußen riefen die hohen Töne des Muezzins sämtliche Muslime der Stadt zum Gebet. Die Dämmerung nahm allmählich Schattierungen von Gold und Pfirsich an, und diese Farben ergossen sich durch die Jalousien, breiteten sich an den getünchten Wänden aus und über das Kind, das neben Belinda schniefte.

So viele Monate war es her, dass man Belinda und Mary, als sie ihre Arbeit im Haus von Aunty und Uncle aufnahmen, das Dienstbotenquartier gezeigt und ihnen erklärt hatte, sie müssten sich ein Bett teilen. Zunächst war es Belinda unangenehm gewesen – so dicht beieinander zu schlafen, bei einer Fremden, bei jemandem, der nicht Mutter war. Aber sie gewöhnte sich bald daran, wie an so viele andere Dinge in diesem Haus, und irgendwann mochte sie sogar dieses pfeifende Schnarchen, in das Mary oft verfiel. Auf diesem Bett schlief Mary ausnahmslos jede Nacht in genau derselben Lage: Sie rollte ihren kleinen Körper ein und stopfte sich den Daumen in den Mund. Jetzt sah Belinda ihr dabei zu, wie sie sich noch fester einrollte und an etwas Unsichtbarem kaute. Sie überlegte, ob sie ihr das aufgelöste Zöpfchen aus der Stirn streichen sollte, das sich dorthin verirrt hatte.

Belinda wandte sich von Mary ab und fuhr sich mit den Handflächen in langsamen, kreisenden Bewegungen über die Schläfen. Die Kopfschmerzen hatte sie bekommen, weil sie für zwei denken musste: einmal für Mary, einmal für sich selbst. Eine tägliche Pflicht, die weitaus anstrengender war als das Aufschütteln von Auntys und Uncles troddelngeschmückten Kissens, das Waschen ihres Unterzeugs, die Zubereitung ihres aufwendigen Frühstücks.

Belinda ließ sich mit den Beinen zuerst aus dem Bett gleiten und tappte ins Bad, machte dabei einen Bogen um die Fernbedienung für die Klimaanlage, die sie nie benutzten, und die Reste der Moskitospirale. Sie streifte die Stange, an der ihre beiden Tabbarde hingen. Belinda erinnerte sich an das erste Mal, dass Aunty diesen Begriff gebraucht hatte – »Tabbard« – und daran, wie verwirrt Mary plötzlich dreinblickte, weil das Wort so merkwürdig war, genauso merkwürdig wie die geblühte Uniform, die sie auf ausdrückliche Weisung von Aunty zum Putzen tragen sollten. Das würde Belinda fehlen – Marys Mienenspiel, wie schnell und wie drastisch es sich verändern konnte.

Unter dem rostigen Duschkopf schrubbte sich Belinda mit der medizinischen Neko-Seife. Dampf stieg auf, Wasser spritzte. Im Geist hörte Belinda noch einmal die Sätze, die Auntys Überzeugung nach Mary versöhnlich stimmen würden. Sie zupfte an einem Haar, das aus ihrer linken, dunkleren Brustwarze spross, zog es aus den Schaumbläschen. Die Wurzel krümmte sich erschrocken zu einem Häkchen. Ein angenehmes Gefühl.

Als sie ins Schlafzimmer zurückkehrte, gab sie im kleinen Spiegel eine lächerliche Erscheinung ab, mit dem aufgetürmten Handtuch als alberne Krone. Einen Moment lang vergaß sie die Herausforderungen des Tages und hüpfte auf dem dünnen Teppich herum. Ob das Amma gefallen würde? Ob man die junge Londonerin mit dem Seelenknacks durch Witze heilen konnte? Vielleicht wäre es Belinda aber auch zu peinlich.

Mary schoss unter der Bettdecke hervor und warf sich an Belindas Brust. Belinda stieß sie zurück, Mary verlor das Gleichgewicht und fiel aufs Bett.

»Was soll das? Bist du etwa—? Bist du so ein dummes—«
Belinda zog das Handtuch höher. »Grabschst nach allem, was du haben willst, was?«

»Was stellst du dich so an?« Mary hob eine Augenbraue. »Hab ich alles schon mal gesehen. Dafür musst du dich nicht schämen. Und wir wissen beide, dass die Tür zur Dusche unten ein gutes Stück freilässt und ich mache auch nie ein Geheimnis draus, wenn ich gucke. Du hast mich sicher gehört, wenn ich mal wieder glotzen wollte. Vielleicht hast du sogar mein Äuglein gesehen, wie es hochblickt« – Mary kniff ihr Auge zusammen – »und du hast kein Wort gesagt, nie. Kannst dich also ruhig entspannen. Ich« – Mary drehte den Kopf nach links, nach rechts, wieder nach links – »wollte bloß sehen, ob deine anders sind als meine.« Sie zog ihr Unterhemd hoch und Belinda zog es gleich wieder runter. In ihren Ohren ließ ein Klingeln nach.

»Eigentlich wollte ich erzählen, was für schöne Dinge dir winken«, hob Belinda an.

»Was für Dinge? Miss Belinda?« Mary verschränkte die Arme. »*Adjei!* Was stehst du so stumm da und bist unfair zu mir. *Aden?* Ich will mehr hören. Was für Dinge? Erzähl's mir!«

»Nicht so laut, Mary! Du weißt doch, dass Aunty und Uncle noch schlafen.«

»Verrate mir das Geheimnis, dann spreche ich mit meiner süßesten, sanftesten Stimme.«

Belinda trat auf den Spiegel zu und rückte ihn leicht zurecht. »Erstens: Wir bekommen den Tag frei.«

»*Wa bo dam!* Tag frei?!«

»*Aane.*«

»Tag. Frei. *Ewurade.* Das gab's ja noch nie.« Mary rieb sich die Hände. »Heute müssen wir also nicht eklige Fäden aus dem Abfluss in der Spülmaschine pulen? Müssen nicht schon wieder den Kaffeeleck auf Uncles Sonntagshemd rubbeln, wo doch jeder weiß, dass dieser Fleck für immer und bis in alle Ewigkeit fortleben wird, Amen!«

Mary lachte und hörte jäh auf, um mit ihren dicken Fingern zu zählen. »Du hast gesagt: Erstens. Und du hast von

Dingen geredet, nicht von einem Ding. Ich kenn mich aus, mit den Plurals. Du redest, als gäb's noch ein Zweitens und Drittes und Viertens und sogar mehr. Das müssen Sie also bitte vervollständigen, Miss Belinda. Was noch?»

»Viele tolle Geschenke von Aunty, Uncle und ihren Gästen Nana und Dr. Otuo. Viele. Aber ... Ich werde sie aber wissen lassen, dass sie sich was anderes überlegen sollen. Denn warum sollte ein garstiges kleines Mädchen schöne Dinge bekommen?»

»Die Frage ist zu einfach. Garstige Leute kriegen die ganze Zeit was Schönes. Guck dir Uncle an. Er furzt in der Nacht, er furzt am Nachmittag, und dann gibt er die Schuld Gärtner oder sonstwem, der so vorbeikommt.« Mary warf die Arme hoch. »Trotzdem kriegt er immer noch Schätze aus England und hat diesen Riesenpalast, in dem er mit seinem eigenen Generator wohnt, mit dir und mit mir besitzt er gleich zwei Hausmädchen, und ständig kommen reiche Besucher vorbei.«

»Ha! Uncle hat nie gefurzt, nie im Leben! Das nimmst du zurück.«

»Was krieg ich noch für schöne Dinge?»

»Wart's ab«, sagte Belinda.

2

Später an diesem Morgen warteten sie, Belindas Gefühl nach stundenlang, in der sengenden Sonne am Ende einer langen Schlange vor den Toren des Zoos von Kumasi. Sie standen hinter drei Krankenschwestern mit mächtigen Hinterteilen, die sich die Zeit vertrieben, indem sie immer wieder das alte Kirchenlied über die Kraft von Gottes beständiger Liebe summten. Mary spielte mit den grünen Perlen in ihrem Haar, von Belinda eingeflochten, nachdem die Kleine versprochen hatte, sie nie wieder heimlich beim Duschen zu beobachten. Während sich die Wartezeit hinzog, zertrat Mary die Reste von Bana-

nenlaub unter ihren Sandalen und plapperte pausenlos. Belinda hörte bei diesem wortreichen Überschwang mal zu, dann wieder weg. Gerade war Mary der festen Überzeugung, dass eine der größeren Wolken über ihnen so geformt war wie ein dicker Mann, der sich vorbeugt, um seine Zehen zu berühren.

Als sie bei der Hostess im bröckelnden Kassenhäuschen anlangten, zog Belinda Cedi-Scheine aus dem Bündel, das Nana und Aunty ihr gegeben hatten, und zählte sie ab. Während sie bezahlte, fiel ihr auf, dass Mary verstummt war. Sie beobachtete, wie Mary die Hostess anstarrte. Ihr Blick war so ernst und ruhig, dass sie viel älter wirkte als elf. Er wanderte von den Händen der jungen Frau, die auf einem Stapel Broschüren ruhten, zu den glänzenden Abzeichen auf ihren Schulterstücken und landete schließlich auf ihrem Käppchen.

»Madam«, sagte Mary und strahlte auf einmal über das ganze Gesicht, »ich muss Ihnen sagen, dass Ihr Hut sehr schick und schön ist. So passend und angemessen. Mir gefällt dieser goldene Rand, er hat das gewisse Etwas. Ich gratuliere Ihnen herzlich zu diesem Hut.«

»Solch lobende Worte lob ich mir.« Die Hostess beugte sich vor, und nun, da ihr Gesicht aus dem Schatten des Kassenhäuschens ragte, konnte Belinda ihre Züge besser erkennen: Nase und Wangenknochen waren ungewöhnlich fein, und ihre Tressen hatten einen schönen Glanz. »Welch höfliche, wohlherzogene junge Dame wir an diesem herrlichen Tag hier willkommen heißen dürfen. *Wá ye adee.*«

Mary straffte die Schultern. »Dieser Hut – er sieht aus wie aus einem sehr besonders schönen Stoff gemacht. Stimmt das? Dürfte ich ihn bitte mal anfassen? Ich pass auch gut auf.«

»Aba!« Belinda zog an Marys Bluse. »Wir sind nicht hergekommen, um diese Dame bei ihrer wichtigen Funktion zu stören. Lass uns bitte weitergehen.«

»Das stört mich gar nicht. Gerade sehe ich hinter Ihnen keine weiteren Besucher«, sagte die Hostess freundlich.

»Gar nicht stört sie das, siehst du.« Mary ahmte die gelassene Haltung der Hostess perfekt nach, zuckte mit den Schultern und streckte die Hand aus. Belinda konnte sehen, wie gut die

steife Beschaffenheit des Huts ihr gefiel. Dann fragte Mary die Hostess, wie lange sie schon im Zoo arbeitete und was sie an ihrer Arbeit am meisten liebte und was am meisten verabscheute und welche Tiere den meisten Ärger machten. Belinda zog die Schultern hoch und zupfte an dem affigen Rüschenkleid, zu dem Nana und Aunty ihr geraten hatten, weil es sich doch um einen wichtigen Anlass handelte. So sehr Belinda sich bewusst war, dass sie noch Wichtiges zu erledigen hatte und es schnell erledigen wollte, ließ sie Mary gewähren. Das schien ihr nur fair zu sein.

Die Hostess nahm ihr schickes Käppchen ab und setzte es Mary schräg auf den Kopf. Es war ihr viel zu groß. Das fanden beide sehr lustig. Die Hostess pfiﬀ und rief einen Kollegen – einen dünnen Mann mit kantigem Afro und wunden Stellen um den Mund – herbei, der ihren Platz im Kassenhäuschen übernehmen sollte, bevor sie Belinda und Mary eine Führung anbot. Wieder zupfte Belinda an ihrem Kleid und hielt dann inne, aus Angst, es könnte reißen.

Sie wünschte, Spaß zu haben würde ihr leichter fallen. Als Nana und Aunty sie ein paar Tage zuvor auf die Veranda gerufen hatten, um dieses folgenreiche Gespräch mit ihr zu führen, bekam Belinda von beiden Frauen zu hören, sie solle nicht so ein langes Gesicht machen. Nana und ihr Mann Dr. Otuo waren seit zwei Wochen im Haus. Im Lauf ihres Besuchs hatte Belinda immer wieder über ihren eigentümlichen Geschmack gestaunt, darüber, wie froh die beiden waren, wenn der Tee genau die »richtige« Temperatur hatte. Doch als sie an diesem Dienstagabend am hinteren Ende der Veranda stand, die Hände hinter dem Rücken verschränkt, löste Nanas Ratschlag, sie solle doch »fröhlicher« sein, bei ihr eher Verwirrung als Staunen aus. Belinda sah keinen Grund zur Entspannung. Wenn sie und Mary abends die Teller abgeräumt und die Granit- und Marmorflächen in der Küche saubergewischt hatten, ließ Aunty sie normalerweise gehen. Danach blieben ihnen vor dem Schlafengehen zwei ganze Stunden für Spiel und Spaß. Man hatte Belinda noch nie aufgefordert, nach dem Abendessen zum Tisch zurückzukommen, und so ging sie davon aus, dass sie

einen Fehler gemacht hatte – vielleicht war der *egusi*-Eintopf nicht richtig gewürzt gewesen.

Während sie auf ihr Urteil wartete, hatte Belinda, leicht geblendet von den Sternen, die am Himmel prangten, und den Kerzen, die Mary und sie auf Auntys Wunsch hin überall verteilt hatten, ihr Bestes versucht, um lockerer zu werden. Sie ließ die Arme baumeln und neigte den Kopf, worauf Aunty und Nana sich schallend anlachten. Ihre klobigen Armreifen klapperten und ihre Korbsessel knarrten. Sie nippten an ihrem Guilder und dann schwiegen sie. Belinda blickte hin und wieder zu den Oleanderbäumen im Garten, die ein leichter Wind bewegte, aber dann konzentrierte sie sich aus Sorge, unhöflich zu erscheinen, so gut es ging auf die beiden Frauen. Aunty lobte Belinda, weil sie so hart und unermüdlich arbeitete, und auf einmal fühlte sich der Tabbar weniger beengend an.

Nana nickte, wobei ihr indigoblaues Kopftuch fast verrutschte. »Stimmt, du machst dich hier sehr gut. Während unserer Ferien konnte ich mich mit eigenen Augen davon überzeugen, wie großartig du bist. Schon bevor ich hierher kam, hat deine Aunty dich in jeder einzelnen Mail gepriesen, die sie mir von ihrem iBook-PC aus schrieb, du hättest sie mal hören sollen, sie meinte, sie brauche selbst keinen Finger zu rühren, nie, und dass du immer so achtsam vorgehst und sie dank dir einen so herrlich schönen Ruhestand genießen. Ich freue mich sehr für meine teuerste Freundin.«

»*Me da ase*«, sagte Belinda leise.

Aunty lud sie ein, sich zu setzen, also setzte Belinda sich.

Nana fuhr fort: »Vor allem, wie du mit Mary umgehst. So klug und umsichtig. Das finde ich hervorragend. Du leitest sie an und du kümmerst dich um sie. Was für ein Segen, das zu erleben.«

»Wie schön, das zu hören. Ich danke Gott für all die Wohltaten, die uns in diesem Haus zuteilwerden. Aunty und Uncle haben mir große Güte erwiesen. Und auch Mary. Ein Wunder, dass meine Mutter auf dem Postamt in Adum dieses Kärtchen mit dem Jobangebot entdeckt hat. Ein Wunder *paaa*. Ich glaube, der Allmächtige hat dazu beigetragen, dass sie mich

ausgesucht haben.« Als Belinda zu Ende gesprochen hatte, war sie außer Atem. Selbst ein flüchtiger Verweis auf Mutter konnte ihre Kehle rau und trocken machen.

Eine Weile waren alle still. Aunty spielte mit dem Kronkorken ihres Gulderns, Belinda sog die Unterlippe ein. Schließlich schleuderte Nana eine Serviette auf den Tisch, als hätte diese sie irgendwie beleidigt. »Belinda. Ich spreche dich jetzt als erwachsene Frau an. Einverstanden? Ich will nicht um den heißen Brei herumreden, *wa te?* Ich muss zu dir offen sein, weil das nun mal unsere Art ist und immer sein wird, *wa te?*«

»Aane.«

»Ich habe eine Tochter in London. Amma. Sie ist siebzehn, fast in deinem Alter. Vielleicht hat deine Aunty von ihr erzählt. Sie ist mein Ein und Alles.« Nana nahm ihre Ohrringe ab und schüttelte sie wie Würfel. »Sie ist wunderschön und das belesenste Mädchen im ganzen Vereinigten Königreich. *Ewurade!* Sie heimst eine Auszeichnung nach der anderen ein und spricht über so viele schlaue Dinge, von denen ich nicht die geringste Ahnung habe. Einmal stand sie sogar in der *South London Gazette*, weil sie so gescheit ist!« Nana schüttelte fassungslos den Kopf. »Und wenn sie sich mal eine Pause von ihren Hausaufgaben gönnt oder von ihrer Malerei, kaufen wir zusammen bei H&M ein und führen richtig gute Gespräche. Ihr Vater ist so stolz auf sie, dass er sich gar nicht grämt, keinen Sohn zu haben, und sich auch nie darüber beschwert, was ihre Privatschule ihn für horrenden Summen kostet.«

Belinda nahm die Serviette und faltete sie zu einem Viereck. »Wie schön«, sagte sie. »Wie schön für Sie.«

»War es mal.« Nana seufzte und stellte ihr Bier ab. »Vergangenheit. Wir müssen die Vergangenheitsform verwenden, weil es damit jetzt aus und vorbei ist, verstehst du? So schnell, wie sich eine Rauchwolke auflöst, auf einmal ist sie wie besessen. Redet nicht mehr. Ist mürrisch. Nur noch einsilbig, zweisilbig, wenn's nicht anders geht. Als laste die ganze Welt auf ihren Schultern. Ich bemühe mich ja, versuche sie zu verstehen, stell ihr Fragen, um herauszufinden, was mit ihr los ist, aber ich bekomme keine Antwort. Nur freche Ungezogenheit.«

»Das tut mir sehr leid, Madam.«

Nana zischte: »Und sämtliche Schwachköpfe dieser Welt wollen mir weismachen, es wären ihre Hormone, Hormone, Hormone, dahinter steckt aber mehr. Ich spüre das. Als Mutter weiß ich das. Und was ihr wehtut, tut auch mir weh.« Aunty tätschelte Nana ermutigend die Schulter, wie Belinda es oft mit Mary tat.

Und so setzte Nana zu ihren Erklärungen an, trank noch ein bisschen und fuchtelte mit den Armen, sobald sich ihr ein Moskito näherte. Im Lauf ihrer Ansprache sagte sie ständig »wenn«, und das sehr bedächtig, als hätte Belinda eine Wahl. Nana redete endlos davon, dass ihre Tochter den Beistand einer guten, besonnenen Freundin wie Belinda bräuchte. Sie lächelte – ihr Gebiss war so makel- wie lückenlos – und zählte die Möglichkeiten auf, die Belinda offenstünden, wenn sie nach London käme und bei ihnen wohnte, sie sagte, Belinda könne sich in einer wunderbaren Londoner Schule weiterbilden und ihre Zukunft sichern; sie sagte, sie und Dr. Otuo würden Mutter jeden Monat mit einem kleinen Geldbetrag unterstützen, wie Aunty und Uncle es bisher taten, weil sie wussten, dass Mutter mit ihren Schichten in der *chop bar* nicht genug verdiente. Die Erwähnung von Mutters Restaurantjob, Nanas schweres Parfüm, die Vorstellung, wieder umziehen zu müssen – all das löste bei Belinda ein Gefühl von Schwerelosigkeit und Übelkeit aus, als wäre ihre Brust voll seltsamer, schwebender Blasen.

Zwischendurch wandte Nana sich Aunty zu. Die beiden Frauen hielten sich an den Händen, ihre Ringe stießen klirrend aufeinander, wieder klapperten ihre Armreifen. Aunty atmete tief durch. »Es schmerzt mich unendlich und es bricht mir das Herz, dich ziehen zu lassen, Belinda. So früh schon. Als wären es nur wenige Tage gewesen, dabei–«

»Sechs Monate und ein paar Wochen.«

»Wie bitte?«

»Mary und ich sind seit sechs Monaten und ungefähr zwei Wochen hier.«

»Genau«, sagte Aunty und berührte die papierne Haut an ihrem Hals. »Und das bricht mir das Herz. Meine gute Freun-

din meint aber, sie braucht dich und Amma braucht dich. Und so lasse ich dich gehen, weil ich ihr treu verbunden bin und weil ich ihr helfen möchte.«

Belinda fuhr mit dem Finger über das silberne Muster am Serviettenrand. Die Zikaden sangen ihre lange, eintönige Melodie. Sie hatte so viele Fragen, aber nur eine kam ihr über die Lippen: »Sie reden nur von mir. Was ist mit Mary? Bleibt sie hier?«

»Ja«, sagte Nana, ohne ihr in die Augen zu sehen. »Sie bleibt hier.«

»Oh. Oh.« Belinda konzentrierte sich wieder auf die Serviette, das unruhige Muster wurde ihr jedoch bald zu viel.

Nana und Aunty taten so, als würde alles ganz einfach werden. Belinda befürchtete das Gegenteil. Trotzdem nickte sie und ging dann auf die Knie, um ihnen zu danken, schließlich wusste sie, welche Rolle sie innehatte, welcher Platz ihr zukam, sie begriff, was das Richtige war. Sie verneigte sich zu ihren Füßen und pries mit leisen Sätzen ihre Großmutter, denn für Belinda war die Gelegenheit, noch mehr Abstand zu dem zu gewinnen, was sie im Dorf zurückgelassen hatte, sogar ein größerer Segen, als Nana oder Aunty ahnen konnten.

Man entschied, dass Belinda mit Mary einen Ausflug unternehmen würde, um ihr die Neuigkeit zu vermitteln. Ihr die bittere Pille ein wenig zu versüßen. Man erklärte, dass ein Besuch im Zoo sich dafür am besten eigne. Man befand diesen Plan für ausgezeichnet. Also erwiderte Belinda mit einer Stimme, die aus der Ferne zu kommen schien und anders klang als gewohnt, dass es Mary im Zoo gefallen würde, vor allem die Affen, wegen ihrer beweglichen und geschickten Schwänze, die Mary so liebte.

Nun aber, da Belinda und Mary unweit des Schlangengeheges neben einem Trinkbrunnen standen und warteten, während die Hostess einen Schluck trank, schien Mary sich weitaus mehr für Strauße zu interessieren als für Affen.

»Wo verstecken die sich denn?«, fragte sie und zeigte auf eine körnige Abbildung dieser Vögel in der Broschüre.

Die Hostess wischte sich über den Mund und bewunderte

das üppige Grün, das vor ihnen lag. Unter ihrem Arm klemmte ein hölzerner Stock. Auch Belinda ließ die Aussicht auf sich wirken. Mary stöhnte und stürmte mit der Minikamera davon, die Aunty ihnen geliehen hatte. Der Zoo war schön, aus unzähligen dunklen Sträuchern schossen Orchideen hervor wie beflissene Hände und reicherten die Luft mit ihrem süßen Duft an. Überall standen Cashewbäume, beladen mit ledrigen Früchten. Selbst die Eidechsen wirkten hier anders, ihre Streifen farbintensiver. Bäche zogen sich durch die Landschaft, in denen unbekannte Fische aufblitzten. Von Zeit zu Zeit drang aus den Baumwipfeln viel Geschrei.

»Die Strauße?«, fragte Mary beharrlich.

»Wenn du dir den Aushang in Erinnerung rufst, der dir am Eingang begegnet ist, wird du dich entsinnen, dass wir diese Strauße zu unserem Bedauern nicht mehr zeigen können. Infolge von Budgetkürzungen wurden sie unserer Obhut entzogen. Ich dürfte dir das eigentlich gar nicht verraten. Ich soll nämlich verkünden, dass diese Strauße dem Zoo von Washington als Leihgabe überlassen wurden, in den Vereinigten Staaten von Amerika, das verleiht uns Prestige und dich macht es stolz, dass der Zoo-oh deines Landes seine Tiere dem Westen zur Verfügung stellt.« Die Hostess strich sich ein paar verschwitzte Strähnen aus den Augen. »Stimmt aber nicht. Tut mir leid. Wir haben unsere Strauße verkauft. Ja, verkauft. Denn wie soll man so große majestätische Vögel in einem Land wie dem unsren halten, wenn hier so viele Menschen immer noch nicht lesen und schreiben können?«

»Kro-ko-dile! Da!« Mary zeigte auf die Beschriftung eines ausgebleichenen Schilds. Belindas Arm schwang hin und her, als Mary sich von ihr losmachte und einen Pfad entlangrannte.

»Vorsicht! Er kommt aus dem Norden – und wir haben ihn seit rund vier Tagen nicht mehr gefüttert – die Budgetkürzungen!« Die Hostess eilte Mary hinterher.

Belinda folgte, bahnte sich einen Weg durch das Blattwerk und biss an ihren Fingernägeln, spuckte den roten Lack aus, der an ihrer Zunge haften blieb. Sie wollte einen passenden Ort, etwas versteckt, einen Ort, an dem sie unter sich wären, für den

Augenblick der Wahrheit. Aber sämtliche Plätze, an denen der Pfad vorbeiführte, waren von Besuchern besetzt, die mit sich selbst beschäftigt waren. Ein indisches Paar mit Baseballkappen im Partnerlook, beide mit Fernglas um den Hals, saß auf einer Bank. Bei den Stachelschweinen öffnete ein Familienvater seine Aktentasche vor den Augen von drei erwartungsvollen Kindern. Die drei Krankenschwestern vom Eingang hakten sich voneinander los, eine blieb stehen, um sich die Hüfte zu reiben. Und als wäre das alles nicht schon schlimm genug, musste Belinda, weil ihr Kleid keine Taschen hatte, die restlichen Cedis in ihren BH stopfen, nachdem sie Mary einen großzügigen Anteil des Gelds, das für diesen Tag bestimmt war, überlassen hatte, sodass ihre Brust monströs aussah und unangenehm drückte. Die Stöckelschuhe, die Belindas Füße laut Aunty und Nana »feminin« erscheinen ließen, zwängten ihre Zehen ein und schmerzten sogar mehr als Magenkrämpfe.

»Ich muss mit den schlimmstmöglichen Maßregelungen rechnen, wenn das Mädchen verlorengeht. *Akwada bone! Wo wein?*« Die Hostess machte einen Hüpfen, sah sich nach allen Seiten um, brüllte in die Richtung, die Mary so blitzschnell eingeschlagen hatte. »Dieses Krokodil hat nichts, aber auch gar nichts im Magen, Kindchen. Es wird sich auf dich stürzen und nach deinen Knöcheln schnappen, auch wenn da kein bisschen Fleisch dran ist. Du musst allergrößte Vorsicht walten lassen!«

Mary sprang hinter einem Baum hervor. Vor Schreck tat Belinda einen Satz.

»Was hat eine so schlechte Beschilderung mit Budgetkürzungen zu tun?«, fragte Mary die Hostess. »Wir gehen und gehen und wie viele Kro-ko-dile habe ich gesehen? Kein einziges, Madam. Kein einziges hat nach meinem Füßchen geschnappt.«

»Was hast du nur für eine große Klappe!« Die Hostess ließ sich auf das Spiel ein, streckte Mary die Hand entgegen.

»Führen Sie mich hin?«

»Ich führe dich hin.«

Mary fragte die Hostess nach ihrem Namen, dann wollte sie

wissen, ob sie verheiratet sei und wie sie das finde. Hinter den beiden kämpfte Belinda mit den Lagen ihres langen, goldenen Kleids und dachte daran, wie manche Frauen von ihren pausbäckigen Babys behaupteten, die man von einem Verwandten zum nächsten weiterreichen konnte, ohne dass sie weinten: »Ach, er ist so ein lieber Junge – ihm ist jeder recht!« Auch wenn Mary diesen Vergleich gehasst hätte, war sie ebenso unbekümmert. Belinda wischte sich etwas Klebriges vom Hals, das aus dem Laubwerk über ihr gefallen war. Sie könnte ja zunächst betonen, dass es kein schwerer Verlust wäre. Bestimmt gäbe es bald eine neue Belinda. Ein weiteres unscheinbares Mädchen aus irgendeinem Buschdorf, das kommen würde, um die piekfeine Ruhestandsvilla von Aunty und Uncle hübsch sauber zu halten. Mary müsste sich dann nur höflich vorstellen, dem neuen Hausmädchen zeigen, wo die Handtücher und alle anderen Sachen waren, und dann könnten sie gleich loslegen. Es würde Mary leichtfallen, auf diese neue Belinda zuzugehen. Es würde ihr sogar guttun. Ja. Belinda wusste aber, dass Mary fragen würde, ob man sie auch so leicht ersetzen könne, ob eine neue Mary so einfach zu finden sei. Belinda durfte auf keinen Fall Amma erwähnen.

Weiter vorn, hinter dem Hitzeflimmer, erhob »Priscilla«, die Hostess, ihren Stock, schob einen Laubvorhang beiseite und ließ Mary vorgehen. Belinda stolperte weiter. Ein baufälliger Zaun und welkende Gräser hegten den Sumpf ein. Libellen und Gnitzen bewegten sich im Dunst auf und ab. Zerbrochenes Holz und etwas Langes, Gewundenes, das aussah wie ein verdrecktes Seil, trieben an der Oberfläche dahin, und Belinda konnte ihre Trägheit verstehen. Aus dem Wasser ragten Schlammkuppen. Ein Tröpfeln brachte Unruhe in die stille Luft und das fahle Licht.

»Meine Damen und Keine-Herren, darf ich vorstellen ... Reginald!«

Mary klatschte, aber kurz darauf sah Belinda, wie sich ihr Gesicht verzerrte, als klar wurde, dass der Applaus ungehört verhallt war. Sie saß im Schneidersitz auf dem feuchten Boden, als Priscilla sich zu ihr gesellte, und sagte: »Reginald gefällt mir

nicht, als Name für ein Krokodil. Sag mir, seinen Namen von hier. An – an welchem Tag ist er geboren?«

»Er ist vor ungefähr drei Jahren hier angekommen. Starke Männer haben ihn mit einem Laster aus Bolgatanga den ganzen weiten Weg hierhergebracht.«

»An. Welchem. Tag. Bitte?«

»Ich glaube, die Lieferung kam an einem Dienstag, dann–«

»Dann nehmen wir das. Lasst uns nach Kwabena rufen. Los.« Belinda arbeitete sich zu ihnen vor, verfluchte ihre Schuhe, setzte sich wie die beiden anderen auf den Boden und klatschte in Richtung Wasser. »Kwabena?! *Aba!* He? Zierst du dich etwa? *Aden?*«

Nichts. Nichts außer Stille.

»Ähm, wir haben auch Taranteln, die ich dir zeigen könnte. Wie wär's damit?«

»Ich hasse Spinnen. Und die hab ich sowieso, bei mir zu Hause, bei Aunty und Uncle zu Hause, wo ich putze, wo wir putzen, *ino be so*, Belinda? Die, die kommen ins Bad. Vor Kakerlaken haben sie keine Angst. Wir auch nicht.« Mary blickte vage zwischen Belinda und Priscilla hin und her, dann wurde sie sehr bestimmt. »Sie sind übrigens nicht unsere richtige Tante und richtiger Onkel. Aber Sie wissen ja, Tradition und Respekt gebieten, die Älteren so anzureden, und ich bin ein hundertprozentig respektvolles Kind.«

Belinda fragte sich, welche Art von Gefährtin sie für sich selbst ausgesucht hätte, wenn sie sich eine hätte aussuchen dürfen. Als der Fahrer sie vor sechs Monaten aus Adurubaa und von Mutter weggeholt und dann diesen unerwarteten Zwischenhalt in der Nähe von Baniekrom eingelegt hatte – wie wäre wohl alles gekommen, wenn irgendein anderes Mädchen ins Auto gestiegen wäre und sich freundlich vorgestellt hätte?

Das Wasser teilte sich. Sie wichen alle drei zurück. Diamanten sprühten und spritzten, als Kwabena vorpreschte. Er schnappte nach dem Zaun und Belinda schluckte. Seine unstenen Augen waren massige, dunkle Planeten. Sein dicker, höckriger Schwanz peitschte hin und her und wirbelte wieder Wasser auf, als Mary schrie. Das lange Maul klappte krachend

zu, es klang nach einstürzenden Ziegelsteinen oder Glas, das zu Bruch geht. Er kroch zurück.

»Ich konnte nicht mal ein Foto machen, kein einziges«, maulte Mary und richtete die Kamera auf die Kräuselwellen, die Kwabena hinterlassen hatte. Belinda hielt die Luft an. Er war riesig. Noch war er nicht aus dem Wasser herausgeschossen, aber sie wusste, dass er hoch genug springen konnte, um die Bäume zu streifen und auf sie selbst, auf sie alle draufzufallen. Dann wären sie zermalmt. Zerdrückt unter seinem rauen Bauch.

»Siehst du diesen Eimer da drüben? Siehst du ihn?« Belinda hörte, wie Priscilla nachgiebiger wurde. Mary, die ihre Tränen nicht länger zurückhalten konnte, schluchzte. »Pass auf: In diesem Eimer sind Fleischbrocken – hol sie dir. Ich wollte zwar nichts vergeuden, aber ...«

Belinda sagte kein Wort, als Mary zu einer nah gelegenen Hütte rannte und mit einem blutigen Brocken zurückkam.

»Braves Mädchen! Sieh dir deine Freundin an: Sie ist nicht so kühn und mutig wie du. Als wäre sie einem Geist begegnet oder wollte sich gleich übergeben.« Belinda versuchte, das witzig zu finden. »Wenn er zurückkommt, wirfst du ihm den Brocken hin, okay? Okay. Dann mal los. Kwabena, Kwabena –«

Priscilla hielt inne, tippte Belinda auf die Schulter. »Helfen Sie mir, Madam? Madam?«

Belinda fiel in die Rufe ein, mit einem Zittern in der Stimme, das sie irritierte und das nicht aufhören wollte. Binnen Sekunden tauchte wieder ein Wirbel aus Grau, Braun, Rosa und Grün auf, der sich diesmal sogar noch wilder gebärdete.

»Wirf es ihm hin, wirf!«

Mit einem Bellen schleuderte Mary das Fleisch in die Luft. Es traf Kwabenas Schnauze, der sofort daran riss, bevor er und der rote Würfel blubbernd verschwanden. Belinda rang nach Luft.

»Das. Das. Das. War das Allertollste!«

Belinda mussterte Marys Wangen. Sie waren verschmiert von Tränen, Rotz, Schweiß, Wasser und Blut.